

Gill Lewis
Die Spur des Mondbären



Gill Lewis wuchs in Bath auf. Einen Großteil ihrer Kindheit verbrachte sie im elterlichen Garten, wo sie einen kleinen Zoo und eine Krankenstation für Insekten, Mäuse und Vögel unterhielt. Sie studierte Tiermedizin am Royal Veterinary College in London, hat in England und im Ausland gearbeitet und ist viel gereist.

Heute ist Gill Lewis Autorin von Kinder- und Jugendbüchern und lebt mit ihrer Familie auf dem Land in Somerset.

Weitere Titel von Gill Lewis bei dtv junior: siehe Seite 4

Siggi Seuß ist Rezensent für Kinder- und Jugendliteratur, arbeitet als Theaterkritiker, Übersetzer und Hörfunkautor und lebt in Bad Neustadt an der Saale.

Gill Lewis

Die Spur des Mondbären

Aus dem Englischen
von Siggı Seuß

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Gill Lewis ist bei **dtv junior** außerdem lieferbar:
Der Ruf des Kulanjango
Im Zeichen des weißen Delfins

Das gesamte lieferbare Programm von **dtv junior**
und viele weitere Informationen finden sich unter
www.dtvjunior.de



© der deutschsprachigen Ausgabe:
2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH und Co. KG, München
© 2013 Gill Lewis
Titel der englischen Originalausgabe: Moon Bear,
2013 erschienen bei Oxford University Press
Published by arrangement with Miles Stott Children's Literary Agency
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild und -gestaltung: Max Meinzold
Lektorat: Maria Rutenfranz
Gesetzt aus der Centaur MT 12,75/15,75'
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-76104-8

Für die Bienen und die Bären

Der erste Sturm

Mein Großvater und mein Vater waren Bienenflüsterer. Sie konnten sich mit Bienen unterhalten. Sie verstanden sie und sie kannten ihre Lebensweise.

In mondlosen Nächten kletterten sie den glatten Stamm des Bienenbaums hoch, um wilden Honig zu sammeln. Die Bienen haben ihnen alles erzählt: wo man Wild jagen konnte, wann die Früchte des Waldes reif waren und wann die Regenzeit begann.

Großvater hat mir immer gesagt, dass wir von den Bienen viel lernen können.

An kalten Winterabenden, wenn der Regen aus den Tälern heraufzog und in den Feuern fauchte und zischte, zog ich eine Decke über mich und setzte mich neben Großvater.

»Erzähl mir die Geschichte von Nâam-pèng«, bettelte ich dann.

Und Großvater lachte. »Nâam-pèng? Wer ist das?«

»Nâam-pèng, die tapferste aller Bienen.«

»Pah!«, rief Großvater dann. »Er war nur ein kleines Bienenmännchen. Kaum der Rede wert.«

»Bitte, erzähl mir von ihm«, bettelte ich weiter, »erzähl mir die Geschichte von Nâam-pèng.«

Großvater wickelte eine Betelnuss in ein Blatt und kaute sie langsam. »Nun gut«, sagte er dann, »nun gut.«

Ich zog die Knie unters Kinn, blickte ins Feuer und beobachtete, wie die Flammen hüpfen und tanzten und selbst zu erzählen anfangen.

»Vor langer, langer Zeit«, begann Großvater dann, »als die Welt noch jung und heiter war, strömte der Große Fluss von den Weißen Bergen herab. Dieser Fluss brachte Wälder mit sich, die voller Elefanten und Tiger waren, voller Mondbären und Sonnenbären und Nebelparder und Marmorkatzen und Zwergböckchen und Makaken und Weibervögel und . . .« Großvater holte tief Luft, » . . . so viele Tiere, dass ich nicht lange genug leben würde, wollte ich sie alle erwähnen. Diese Wälder ragten bis in den Himmel und fingen mit ihren Ästen die Regenwolken ein, und bald strömten viele Flüsse in den Großen Fluss und alle wimmelten von Fischen.«

»Aber kam dann nicht ein Ungeheuer?«, fragte ich. Ich liebte diesen Teil der Geschichte.

Großvater runzelte die Stirn und nickte. »Eines Tages jedoch kam ein Ungeheuer. Tám-láai erschien in der Finsternis, bevor der Tag anbrach, trampelte durch die Wälder, fraß die Tiere und die Bäume und spuckte Knochen und Kerne auf den Boden. Er verschlang alles und jedes, was ihm in den Weg kam. Die Tiere rannten davon und flogen und schwammen, um tiefer in den Wäldern Schutz zu finden, aber schon war ihnen das Ungeheuer auf den Fersen. Es zerstampfte den Boden und trank den Großen Fluss aus, bis er nichts weiter war als ein Rinnsal, und die Fische blieben zappelnd zurück und starben im Schlamm. Am Ende des Tages war nur noch ein Häufchen Bäume übrig, die sich an einen kleinen Berg klammerten. ›Bitte, bitte, lass uns diesen Wald‹, kreischten die Tiere und heulten und bellten und piepsen, ›das ist alles, was wir noch haben.‹ Aber das Ungeheuer war immer noch hungrig. Es richtete sich zu seiner vollen Größe auf . . .«

Wenn Großvater an diese Stelle kam, stand ich immer auf, schleu-

derte meine Decke in die Höhe und warf hinter mir riesige Schatten. Ich holte tief Luft und brüllte: »Ich bin Tám-láai! Ich bin Tám-láai! Wer wagt es, mich aufzuhalten?«

Großvater tat dann so, als würde er sich ducken. »Alle Tiere zusammen verkrochen sich. Nicht einmal der Tiger oder der Bär waren diesem Ungeheuer gewachsen. Aber genau in dem Augenblick, als Tám-láai den Arm ausstreckte, um den nächsten Baum aus dem Boden zu reißen, flog eine kleine Biene aus dem Wald und schwirrte ihm direkt vor der Nase herum.

»Ich bin Nâam-pèng«, sagte das Bienenmännchen, »und ich werde dich aufhalten.«

Das Ungeheuer fing Nâam-pèng mit seiner Pranke, warf den Kopf zurück und lachte. »Du?«, brüllte es. »Du bist ja so klein. Dein Stachel würde mir gerade mal einen Pickel bescheren.«

Nâam-pèng surrte in der hohlen Pranke des Ungeheuers. »Ich bin Nâam-pèng und ich werde dich aufhalten.«

Als nun die anderen Waldbienen Nâam-pèng so mutig reden hörten, füllten sich ihre Herzen mit Mut und Hoffnung. Konnten sie auch so tapfer sein wie Nâam-pèng?

Tám-láai fletschte die Zähne und hielt Nâam-pèng an den Flügeln. Das Ungeheuer blickte tief in Nâam-pèngs Augen. Überall um sie herum verdunkelte sich plötzlich der Himmel. »Du bist ein Nichts, kleine Biene, ein Nichts. Deine Dummheit hat dich hierhergeführt, nicht deine Tapferkeit. Willst du noch etwas sagen, bevor ich dich in meiner Hand zerquetsche?«

Nâam-pèng zitterte vor Angst, aber er schaute dem Ungeheuer ins Auge. »Tám-láai . . .«, sagte er.

›Sprich lauter‹, brüllte das Ungebeuer. ›Ich kann dich kaum verstehen!‹

›Dreh dich um‹, sagte Nâam-pèng. ›Du musst dich umdrehen.‹

›Umdrehen? Ich mich umdrehen?‹, fauchte Tám-láai. ›Wenn das dein letzter Wunsch ist . . .‹

Das Ungebeuer drehte sich um.

Vor ihm waberte eine riesige schwarze Wolke. Ein Wirbelsturm aus wütenden Bienen verfinsterte die Sonne und bedeckte das ganze Himmelszelt, von einem Ende bis zum anderen.

Tám-láai fiel in sich zusammen.

›Vielleicht bin ich klein‹, sagte Nâam-pèng, ›aber allein bin ich nicht. Hast du die Bienen nicht gehört?‹«

Kapitel 1

Ich schaufelte mir ein Häufchen kleiner Steine auf die Hand und schloss sie zur Faust. Die scharfen Kanten der Steinchen piksten mich. *Bleib wach, Tam. Schlaf nicht ein. Schlaf ja nicht ein.*

Ich sah Noy an, der auf dem Felsvorsprung neben mir lag. Sein Kopf ruhte auf seinen Armen. Er atmete sanft. Ich wollte ihn wecken. Im Wald zu schlafen ist gefährlich. Im Schlaf lösen sich die Seelen und wandern herum. Geister können sie beschwatzen und weglocken, während man träumt. Unsere Seelen sollten nachts nicht zu weit umherschweifen.

Ich rieb mir die Augen, atmete tief ein und füllte die Lungen mit kühler Nachtluft. Der Mond war inzwischen in einem weiten Bogen am Himmel entlanggewandert. Die ganze Nacht hatten wir gewartet. Über den Baumwipfeln war der helle Stern des Drachenschweifs aufgegangen. Der Wald lag still und dunkel da. Das war die Finsternis, bevor der Morgen dämmerte, die Finsternis, in der die Geister spukten.

Ich rutschte nach vorn und spähte von unserem Felsen aus in die Tiefe. Auf den großen Tümpeln unterhalb des Wasserfalls spiegelte sich das Mondlicht. Die kleinen Wellen verbrei-

teten sich in makellosen Kreisen aus glänzend weißem Licht. Über dem Wasser schwebte der süße Duft von Honiglee. Der Wald lag noch in tiefem Schlaf. Vielleicht hatte sich Noy geirrt. Vielleicht würde sie heute Nacht gar nicht kommen.

Ich starrte in die dunklen Nischen auf der anderen Seite des Flusses.

In den unergründlichen Schatten zwischen dem Felsgestein und den Geröllbrocken regte sich etwas – ein noch dunklerer Schatten. Ich knetete ein loses Blatt wilden Wein zwischen den Fingern und wartete. Trotz der Kühle waren meine Handflächen schweißnass. Ich fühlte das Blut durch die Hände pulsieren und holte tief Luft. Unter uns, etwa fünfzig Schritte entfernt, setzte sich der Schatten in Bewegung. Er wurde größer, nahm Gestalt an und trat hinaus ins Licht des Mondes.

Ich stieß Noy in die Rippen. »Wach auf!«

Noy's Kopf schnellte in die Höhe. »Was?«

»Schsch«, sagte ich. »Sie ist da. Jetzt ist sie da!«

Noy wischte sich den Schlaf aus den Augen und beugte sich über den Felsrand. Er blickte auf den Fluss und packte meinen Arm. »Wo?«

»Dort!«

Der Schatten richtete sich auf, stellte sich auf die Hinterbeine und nahm Witterung auf.

Ich hielt den Atem an.

Eine Bärin. Eine riesige Bärin. Ich hatte noch nie einen Bären gesehen. Sie war größer als Pa. Sogar größer als der Dorfvorsteher. Das mondsichelförmige weiße Fell auf ihrer Brust

hob sich hell vom dunklen Pelz ihres Körpers ab. Sie nahm noch einmal Witterung auf und ihre kleinen runden Ohren zuckten in unsere Richtung. Es war der Bär aus den alten Sagen. Ein Mondbär. Ein Geisterbär. Ein Erntevernichter, Menschenfresser.

Und die Bärin war genau hier.

In diesem Augenblick.

Ich presste mich gegen den Fels. Wir lagen in Windrichtung und waren von Schatten eingehüllt. Das Donnern des Wasserfalls übertönte alle anderen Geräusche. Obwohl wir uns still verhielten, fragte ich mich, ob uns die Bärin irgendwie wittern konnte. *Wusste* sie, dass wir hier waren?

Ich konnte Noys Anspannung spüren. Sein Atem klang flach und gedämpft. Auch er beobachtete das Tier. Die Bärin stellte sich auf ihre vier Pfoten und beugte sich über den Fluss. Sie neigte langsam den Kopf zum Wasser und trank. Ihre Ohren schwenkten abwechselnd nach hinten und nach vorne.

Ich atmete langsam aus.

Noy lehnte sich an mich. »Ich hab dir gesagt, dass sie kommen wird.«

Die Bärin sah mager aus. Sie hatte unsere Ernte gefressen und war in den Futterspeicher eingedrungen. Und sie hatte die Angst in die Herzen aller Mütter im Dorf gepflanzt. Bis jetzt war es niemandem gelungen, sie zu fangen. Großvater sagte, sie sei schlau und gefährlich, wenn sie Junge hätte. Ich musste an Ma denken. Wenn sie gewusst hätte, dass ich hier war, um ein Junges zu stehlen, würde sie mich umbringen.

»Glaubst du wirklich, dass sie dort irgendwo Junge hat?«, fragte ich.

Noy nickte. »Dein Großvater sagt, dass sie Junge füttert, sonst würde sie es nicht wagen, so nah ans Dorf zu kommen.«

Jahrelang hatte niemand einen Bären zu Gesicht bekommen. Großvater erzählte, man habe sie in die Tiefe der Wälder verjagt. Als er jung war, war ihm einmal einer begegnet. Er hatte gesehen, wie ein Bär einen Mann umstieß und ihm die Hälfte seines Gesichtes wegriss. Bären waren gefürchteter als Tiger.

Noy grinste und seine weißen Zähne glänzten im Dunkeln. »Wir kriegen hundert Dollar für ein Junges! Vielleicht sogar noch mehr. Stell dir bloß vor, Tam«, sagte er, »nicht mal mein Bruder hat es geschafft, diese Höhle zu finden. Wir werden wie Männer ins Dorf zurückkehren. Ich kann's gar nicht erwarten, das Gesicht meines Bruders zu sehen, wenn *ich* einen Bären anschleppe.«

Die Bärin schnupperte noch einmal in die Luft, sprang von Fels zu Fels und nutzte den Fluss als Weg hinunter zu den Feldern des Dorfes.

Noy schob mir eine kleine Taschenlampe in die Hand. »Los jetzt!«, befahl er. »Geh!«

»Ich dachte, wir machen das zusammen?«, gab ich zurück.

Noy schüttelte den Kopf. »Einer von uns muss Wache halten.«

Ich wollte ihm die Taschenlampe wieder in die Hand drücken. »Ich halte Wache«, sagte ich. »Du gehst.«

Noy guckte mürrisch. Sein Gesicht war halb vom Mondschatten verdeckt. »Ich hab sie gefunden. Ich hab ihre Spuren im Schlamm gesehen und die Kratzspuren an den Bäumen. Und das bedeutet, dass du gehst und die Jungen holst. Und außerdem«, sagte er, als ob das entscheidend wäre, »und außerdem bis du kleiner als ich und passt zwischen die Felsblöcke.«

Ich funkelte ihn an. Wir sind in derselben Nacht unter demselben Mond zur Welt gekommen. Wir waren zwölf Regenzeiten alt. Die Leute sagten, wir teilten unsere Seelen wie Zwillingsbrüder. Doch Noy war der jüngste Sohn des Dorfvorstehers. Er setzte immer seinen Kopf durch.

»Geh jetzt!«, befahl Noy und gab mir einen Stoß.

»Was ist, wenn sie zurückkommt?«, fragte ich. Ich blickte auf den Fluss, der sich, immer wieder von stufenförmigen Wasserfällen unterbrochen, geradewegs talabwärts zog. Die Bärin schwamm in einem der tiefen Flussbecken von uns weg.

»Die wird ewig unterwegs sein«, sagte Noy. »Da unten in der Höhle warten hundert Dollar auf uns.« Er lehnte sich an mich und auf seinem Gesicht erschien ein Lächeln. »Du hast doch wohl keine Angst?«

»Nein«, schnauzte ich zurück.

»Dann geh jetzt«, sagte er. »Wenn ich sie zurückkommen sehe, dann warn ich dich.«

Ich hielt die Taschenlampe zwischen den Zähnen, zerdrückte die Ranken in meiner Hand und blickte Noy finster

an. Hier ging es überhaupt nicht um einen Bären. Hier ging es um Noy, der es seinem Bruder zeigen wollte.

Ich ließ mich in die enge Schlucht hinunter, stellte mich auf einen Felsen und lauschte in die Dunkelheit. Eine leichte Brise streifte durch das Blätterdach. Im Stillwasser quakten Frösche. Ich wusste, dass ich keine Bären hören würde. Großvater hat gesagt, dass man Bären niemals hört. Sie schleichen wie Geister durch den Wald. Man kann vor ihnen nicht davonlaufen, davonklettern oder davonschwimmen. Man darf keinen Mucks machen und muss selbst zum Geist werden.

Das Wasser war flach. Die Regenzeit, die den Fluss zum reißenden Strom anschwellen lassen würde, lag noch vor uns. Ich sprang von Fels zu Fels auf die andere Seite, in die tiefen Schatten der Bärenhöhle.

Was, wenn dort drinnen ein zweiter erwachsener Bär auf mich wartete? Was, wenn die Jungen groß genug waren, um zu kämpfen?

Mein Blick glitt die schroffen Felswände nach oben. Noy war nicht zu sehen, aber ich wusste, dass er mich beobachtete. Vielleicht waren wir einen Schritt zu weit gegangen. Ich knipste die Taschenlampe an. Der Lichtschein flackerte trübe, kaum genug, um etwas zu sehen. Die Lampe gehörte Noys Bruder. Vermutlich hatte Noy sie ohne zu fragen mitgenommen.

Ich tastete mich langsam zum Höhleneingang vor. Der Boden unter mir war feucht und schwer. Der Fels fühlte sich

eiskalt an. Der enge Durchgang erweiterte sich zu einer kleinen Höhle, die gerade groß genug für einen Bären war. Es roch frisch und sauber, als würde ein Luftzug durchströmen.

Ich ließ den Lichtstrahl durch den leeren Raum gleiten. Der Höhlenboden war mit trockenem Laub, Reisig und Ästen übersät. An der Schlafstelle der Bärin war die weiche Erde von einer Schicht schwarzer Fellhaare bedeckt. Ich fuhr mit den Fingern durch das trockene Laub und konnte noch immer die Körperwärme am Boden fühlen.

Ich sprang hoch.

Irgendetwas hatte sich bewegt.

Irgendetwas krümmte sich unter meiner Hand.

Ich richtete den Lichtkegel nach unten.

Halb unter der Blätterdecke verborgen, streckte mir ein schwarzes Etwas seine Stummelpfote entgegen. Im Licht der Taschenlampe blinzelten seine kleinen Augen. Ein Bärenjunges, nicht größer als ein Ferkelchen, beschnüffelte mich und streckte seine flache rosa Zunge heraus. Ich starrte das Kleine an. Die Mutter musste wohl sehr hungrig gewesen sein, wenn sie ihr Kleines völlig unbewacht zurückgelassen hatte.

Es rollte sich auf den Rücken. Auf seiner Brust konnte ich die Mondsichel aus weißem Fell sehen. Ein Wirbel aus weißen Haaren über der Mondsichel sah aus wie der Abendstern.

Ich konnte dieses Bärenjunge nicht mitnehmen. Oder doch? Es wurde noch von seiner Mutter gefüttert. Es war viel zu jung.

Ich starrte es an. Einhundert Dollar. Fünfzig Dollar für

Noys Familie und fünfzig für meine. Das war mehr, als Pa jemals mit dem Verkauf von Honig und Wildfleisch verdienen konnte. Vielleicht konnten wir uns davon sogar einen Büffel kaufen.

Irgendwo da draußen in der Nacht ertönte der Ruf eines Gibbons. Er schien von weit, weit entfernt zu kommen. Die Höhle lag abgeschottet von der Außenwelt. Hier drinnen war es ruhig und friedlich. Hier drinnen war das Junge sicher. Geborgen und beschützt.

Vielleicht sollte ich Noy erzählen, ich hätte kein Junges gefunden. Es schien mir einfach nicht in Ordnung, es mitzunehmen.

Aber einhundert Dollar! Diese Chance würden wir nie wieder kriegen.

Wieder war der Gibbon zu hören, dieses Mal mit einem schrillen Warnschrei. Irgendetwas hatte seinen Schlaf gestört, aber in der Höhle fühlte ich mich merkwürdigerweise sicher. Ich fuhr mit dem Finger durch den weichen Pelz des Bärenjungen.

Ein weiterer Schrei – dieses Mal noch panischer. Eine Warnung.

Mit einem Ruck riss ich mich hoch. Mein Herz pochte – Noys Warnruf war der Schrei eines Gibbons!

Die Bärenmutter kam zurück.

Ich packte das Junge bei der schlaffen Nackenhaut und tastete mich zum Ausgang. Sie sollte doch noch lange nicht zurück sein. Noch nicht. Noy hatte gesagt, dass sie sich lange

Zeit in den Feldern aufhalten würde. Warum war sie so bald zurückgekehrt?

Ich stolperte aus der Höhle direkt in den festen, schwarzen Körper eines Bären. Ich taumelte, fiel auf den Fels und ließ das Junge los.

Die Bärin drehte sich plötzlich um, sie beugte den Kopf, beschnüffelte ihr Junges und starrte mich mit ihren kleinen dunklen Augen wütend an. Sie war so nah, dass ich sie fühlen und riechen konnte und sie atmen hörte. Sie zog die Lippen nach hinten und zeigte ihre gelben Fangzähne.

Ich wollte am liebsten im Boden versinken und zu Stein erstarren.

Ich schloss die Augen. *Sei tapfer. Beweg dich nicht, beweg dich nicht, beweg dich nicht.*

Ich wartete darauf, dass mir die Bärin ihre Beißer in den Schädel bohrte.

Nichts geschah.

Ich öffnete die Augen. Das Tier stand auf den Hinterbeinen und richtete seine Aufmerksamkeit auf etwas im Tal. Die Nasenspitze reckte sich in die Luft. Die Bärin schnupperte.

»Wuff!«, grunzte sie. Der Warnruf kam tief aus ihrem Inneren. »Wuff!« Sie ließ sich wieder auf alle viere fallen und fasste das Junge am Nacken. Das Kleine hing aus ihrem Maul. Seine Pfoten baumelten in der Luft. Die Bärenmutter sprang über den Fluss und verschwand in den Schatten der Felsen. Zurück blieben nur die sich ausbreitenden Lichtkreise, dort, wo ihre Füße das Wasser berührt hatten.

Noy sprang vom Felsen und kniete sich neben mich. Im Mondlicht sah sein Gesicht ganz blass aus. »Ich hab schon gedacht, du bist tot.«

Ich wollte mich aufsetzen, aber meine Arme und Beine zitterten.

»Weg hier«, rief er, »bevor sie zurückkommt!«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie ist weg. Sie hat was unten im Tal gehört, das sie erschreckt hat.«

Noy stand auf und blickte zum Dorf hinunter. »Vielleicht ist mein Bruder schon mit seinem Gewehr unterwegs.«

Ich zog mich an Noy hoch und klammerte mich an ihn. Seite an Seite standen wir da und lauschten in die Nacht.

Von jenseits der Berge drang ein Grollen zu uns herüber.

»Da ist noch was anderes«, sagte ich. »Hör mal!«

Noy runzelte die Stirn. »Donner?«

Das ferne Grollen nahm zu. Es kam die Täler herauf. Maschinendonner dröhnte durch die Nacht. Die Echos klangen dumpf und prallten an weit entfernten Bergen ab, dort wo Holzfäller schon damit begonnen hatten, den Wald zu roden.

Das schleifende Lärmen von Maschinen zerriss die Stille der Nacht.

Noy packte mich am Arm, drehte sich um und blickte mich mit großen Augen, die im Mondlicht glänzten, an.

Das war kein Donner.

Das war kein Sturm.

Noy fuhr sich mit den Händen durchs Haar. »Sie kommen, stimmt's?«, sagte er. »Sie kommen und holen uns.«